

Fra palaverte und palaverte, das würde die Signora von Dummheiten abhalten, zum Beispiel die Polizei anzurufen. »Habe mittags ein Interview, netter kleiner Journalist, hat mich heute Abend singen gehört, will was schreiben über mich, den Club und so weiter.« Wo war das Wohnzimmer? Fra blieb stehen, drehte sich um und hörte plötzlich eine dünne Stimme: »Was wollen Sie ...?«

»Schlafen, Schätzchen«, Fra mühte sich um Geduld und ein Lächeln, »aber mein Schlafzimmer steht unter Wasser, und das Wasser kommt von oben. Hier, bei dir, ist also die Quelle, sozusagen.« Diesen Gedankengang mit der Quelle fand Fra überzeugend und irgendwie auch witzig. »Also bitte, wo ist dein Sofa?« Sie blickte in ein ausdrucksloses Gesicht. »Mach doch mal bitte Licht an.« Fra zeigte ins Dunkel vor sich. Sie konnte sich kaum noch auf den Stöckelschuhen halten, wollte bitte endlich schlafen. Eine Deckenlampe erleuchtete plötzlich den Flur. Du liebe Güte, diese Frau sah wirklich erbärmlich aus. »Du solltest auch besser mal schlafen gehen«, sagte Fra.

Sie standen an der Schwelle zum Wohnzimmer. Bücherwände, gediegene Sessel und – jaaaah! – ein wahrhaftiger Diwan, lang und breit und in einer gewagten Schlangenlinie zog Fra darauf zu, warf Mantel und Schuhe von sich und versank mit einem wohligen Seufzer in den dicken Polstern. Die Dalmatiner-Lady schaute stumm und schockgefroren – wollte Fra tatsächlich bei einer Verrückten schlafen? Die Augen fielen ihr zu, doch dann hörte sie noch ein »Hier ...«, sie schaute auf – die Verrückte hielt ihr tatsächlich eine Woldecke hin.



Eins war sicher: Guendalina tanzte da oben nicht allein. Wer also war der andere, wenn ihr Verlobter doch vermisst war? Niemand in der Nachbarschaft sprach darüber und schon gar nicht meine Mutter.

Also setzte ich mich nachts ans Fenster meiner dunklen Kammer und wartete. Ich überblickte die Gasse und eine Ecke von der Piazza, und wenn ich nur wach bliebe, konnte ich sie nicht verpassen.

Nacht für Nacht verging, ich wartete umsonst. Entweder kamen sie nicht, ich war auf dem Stuhl eingenicht oder schon enttäuscht in mein Bett gekrochen, um dann doch vom Tappen und Klopfen und den Tönen der Musik über meinem Kopf zu erwachen.

Es waren die letzten Schultage vor den langen Sommerferien. Morgens rüttelte mich meine Mutter wach, schon wieder zu spät, dabei sollte ich dankbar sein, dass die Nonnen in der Klosterschule mich unterrichteten, mir sogar ein Mittagessen gäben, also »Los! Los! Los!«, schimpfte sie und scheuchte mich aus dem Haus. Ich stolperte verschlafen über das Pflaster, während die Kirchturmuhren acht silbrige Schläge hören ließ.

Am Morgen nach einer der getanzten Nächte verließ ich unsere Wohnung wie üblich zu spät und noch im Halbschlaf, trotzdem sah ich das rosé schimmernde Seidentuch. Es lag auf dem Treppenabsatz zum zweiten Stock. Ich hob es auf, ließ den kühlen Stoff über meine Finger gleiten. Es musste Guendalina gehören. Ich schlich mich ins Obergeschoss. Blieb reglos vor der herrschaftlichen Wohnungstür stehen. Kein Ton drang nach außen. Stille. Nur mein Herz wummerte, als wollte es aus der Brust springen. Gerade legte ich das Tuch über den Knauf, als sich die Wohnungstür öffnete. Guenda. Wir erschrakten alle beide. »Oh!«, kiekste ich, hielt ihr das Tuch hin und stammelte, »auf der Treppe, wollte nur fragen ...« Ich versuchte irgendwie zu lächeln.

Sie nahm das Tuch. »Grazie« sagte sie leise und zog die Tür hinter sich zu, bevor ich irgendetwas hinter ihr in der Wohnung hätte entdecken können. Ich drehte mich um und stolperte die Treppe hinunter. Draußen hörte ich nicht einmal mehr die Kirchturmuhren, das würde Ärger geben.

Aber eines Nachts schließlich sah ich ihn. Und sah ihn doch nicht. Im dunklen Hauseingang gegenüber, etwas bewegte sich, in einem Streifen Licht der Straßenlaterne baumelte ein Fuß neben dem Treppenabsatz. Lautlos und unsichtbar war er gekommen und drückte sich in den Schatten.

Ich hörte eilige Schritte, Absätze klackerten auf dem Pflaster, ein Sommerkleid wehte durch die Nacht, gewellte braune Haare hüpfen auf den Schultern – Guenda blieb unter der Straßenlaterne

stehen, schaute. Ein leiser Pfiff aus dem Hauseingang, dann trat er heraus, ein amerikanischer Soldat.

Sie umarmten sich einen ungeduldigen Atemzug lang, Guenda fingerte nach dem Schlüssel in ihrer Handtasche, sie verschwanden im Palazzo. Kurz darauf hörte ich oben Musik.

Sie hatte tatsächlich eine Affäre. Mit einem amerikanischen Soldaten. Nein, mit einem schwarzen amerikanischen Soldaten – unfassbar. Meine Fantasie ließ mich schwindeln. Nein, nein, ich traute mich nicht, mir mehr vorzustellen.

 2

Sie war immer noch da. Laura hörte ihre leise schnorchelnden Atemzüge, der Berg unter der karierten Woldecke hob und senkte sich, die grün-blauen Haare glänzten auf dem dunkelroten Samtkissen. Laura trat zögernd näher, betrachtete den nackten Arm auf der Decke und las das Tattoo wie eine Postkarte, die nicht an sie adressiert war. Um eine knapp bekleidete Tänzerin rankte sich die Schrift und schlängelte sich hinunter auf den Handrücken: »Wild women don't have the Blues«.

Wer um Himmels willen war diese Frau, die wie eine Dampfwalze in ihre Wohnung eingedrungen war? Wie alt mochte sie sein? Ende dreißig, Anfang vierzig? Egal, sie sollte verschwinden. Einfach weg sein.

Laura wollte sie wachrütteln, aber ihre Hände weigerten sich, hingen schlaff an ihren Armen. Wäre diese Trulla wach, müsste Laura reden, erklären oder würde wieder in dem Sturzbach ihres Gequatsches ertrinken. Zitternd drehte Laura sich weg, ging zurück in ihr Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich.

Was sollte sie tun? Sie begann hin- und herzulaufen, zwischen Bett und Tür, hin und her, Tür und Bett – wehrte sich gegen die innere Erstarrung, die sich in ihr festkrallte, hin und her. Sie öffnete das Fenster und die Lamellen zur Gasse. Sonnenlicht stach ihr in die Augen. Auf der Dachterrasse gegenüber hängte Signora Luisa Bettlaken auf. Sie war es gewesen, die Laura damals schreien gehört, Fabio auf der Terrasse gesehen und die Ambulanz gerufen hatte. Laura schloss das Fenster wieder, bloß keine Fragen beantworten.

Laura ließ sich auf das Bett fallen, schaute an die Decke, die Stuckrosette, den gläsernen Leuchter, die Spinnweben zwischen den Birnen. Sie könnte einen Spaziergang machen. Weggehen, wiederkommen, Erscheinung verschwunden, alles gut. Auch ihre Ärztin hatte neulich Bewegung empfohlen, frische Luft, Licht – das würde ihr guttun. Vielleicht könnte ein kleiner Hund sie aufmuntern? Spaziergänge hätten noch niemandem geschadet, ob mit oder ohne Hund, und könnten nebenbei auch manche Tablette ersetzen. Laura hatte nicht reagiert. Die Gute-Laune-Pillen nahm sie sowieso nicht. Von den Rezepten löste sie nur die Schlaftabletten ein.

Laura sammelte Hose, Pullover, Socken vom Boden ein. Verließ das Schlafzimmer durch die zweite Tür, die sich auf den Flur neben der Haustür öffnete. Griff

Wintermantel, Tasche, Strickmütze, Schal und flüchtete aus der Wohnung.



Leichtes Brummen im Kopf – Fra öffnete vorsichtig die Augen. Fremdes Sofa in fremder Wohnung – wo verdammt war sie schon wieder gelandet? Hohe Decke, Bücher, überall Bücher an den Wänden, auf kleinen Tischen. Ein Kamin, behäbige Sessel, schwere Vorhänge, durch die sich ein Sonnenstrahl zwängte. Gediegenes Ambiente, das Sofa war bequem, die Woldecke kratzte. Sie befühlte den Zustand ihrer Bekleidung – Bluse, Bleistiftrock, Netzstrümpfe, Wäsche –, alles verrutscht, aber vollständig. Sie war angezogen, dann konnte es so schlimm nicht gewesen sein. Fra schloss noch einmal die Augen. Aus dem Nebel tauchten die Bilder der Nacht auf, sie sortierte die Teile, und als sie das Puzzle zusammengesetzt hatte, war klar: Fra hatte ein Problem.

Sie langte nach ihrem Mantel auf dem Teppich, dem Telefon in der Tasche. Mario anrufen. Mario würde helfen. Trotz allem. Mario antwortete nicht. Welcher Tag? Wie viel Uhr? Montag, kurz nach elf, sagte das Handy. Okay, keine Chance, er saß an seinem Postschalter. Fra hinterließ ihm eine Sprachnachricht. Ihre Stimme klang erbärmlich. Aber Mario würde sich melden, sobald er am Nachmittag das Postamt abschloss. Sicher würde er das tun. Seine Hoffnung war unsterblich.

Trotz der ungezählten Nächte, die Fra auf Marios Sofa – und nicht in seinem Bett – geschlafen hatte. Trotz der ungezählten allerletzten Nächte. Mario blieb der ewig beste Freund aus Schultagen. Ein Sanitärer mit dem untrüglichen Gespür, auch ohne Notruf im richtigen Moment in Fras Leben zu landen. Nach Jahren ohne Kontakt war er wie aus dem Himmel in die Schlange an der Supermarktkasse gefallen – Ciao, bella, so eine Überraschung! Wie geht's? Damals ging es gerade gar nicht gut, aber Mario tanzte neuerdings Swing. Er war zwar kein Tiger auf der Tanzfläche, aber munterte das Leben seiner Schulfreundin auf. Damals war ihre Haut noch fast frei von Tattoos gewesen, ihre Haare lang und braun. Allerdings, an ihrem Knöchel leuchtete schon der kleine blaue Schmetterling. Der hätte Mario eine Warnung sein können, für das, was noch kommen sollte.

Sie versuchten eine Liebesbeziehung, aber Fra brach dieses Experiment nach zwei Monaten ab, verschwand eine Weile, kam zurück und pflegte fortan ihre Dankbarkeit für Marios Liebe und Güte und seine unendliche Geduld, ihr zuzuhören, ausschließlich auf seinem Sofa und nicht mehr in seinem Bett.

Mario hatte das ertragen und noch viel mehr. Ihre Verwandlung von der freundlichen, gut erzogenen jungen Frau in ein Gesamtkunstwerk. Die bunten Haare, die aufreizenden